

Zeitschrift:	Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band:	1 (1911)
Heft:	39
Artikel:	Das Altarbild [Schluss]
Autor:	Lienert, Meinrad
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-639963

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 29.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Sie Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 39 · 1911

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst mit „Berner Wochendchronik“
Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werder, Spitalgasse 24, Bern

14. Oktober

□ □ Das Altarbild. □ □

Von Meinrad Lienert.

Schluß.

Mit einem Male schoß sie bolzgrad auf und horchte nach der Seitentüre, die der Maler zu schließen vergessen hatte.

Blitzgeschwind, mit glühenden Wangen und aufgegängten Haaren rutschte sie die Leiter hinunter, und weg war sie.

Eben ging das Seitentörlein der Kirche. Der Kirchenvogt Johannes Dürlibacher trat ein.

„Ja,“ machte er verwundert, „wo ist denn das Maitli hingekommen?“

„Weißt, Großvater,“ rief jetzt der Franztönneli, der schon vorher unbemerkt eingetreten war, „der Maler und das Marieli spielen Versteckens miteinander.“

„Was spielen sie? Versteckens spielen sie miteinander! Ja, der Donner, der Donner, gehört denn das auch zum Modellstehen?“

„Ja, Vater,“ ertönte eine unsichtbare Stimme durch die Kirche.

„Wo bist du denn, du Weltshexe?“ lärmte der aufgebrachte Kirchenvogt.

„Ich weiß, wo sie sich versteckt hat,“ sagte der Franztönneli.

„Wo denn?!“ fuhr ihn der Alte an, daß er zusammenzrak.

„He, im Beichtstuhl,“ machte er plärrend.

„So, so,“ sagte grimmig der Alte, „hat's so viel an der neuen Kirchenuhr geschlagen. Willst gleich herauskommen, du Hollediho!“ lärmte er dann zornig. „Ja, das fehlte noch, daß die ledigen Weibsbilder die Beichtväter machten, da täten die Mannsleut erst recht auf Tod und Leben fündigen, nur damit sie die halbe Zeit im Beichtstuhl knien könnten. Komm heraus, sag ich!“

Jetzt huschte das Marieli lachend, aber zündbrandrot aus dem neuen Beichtstuhl, ging seinem Vater zärtlich um das Kinn und sagte: „Schaut doch nicht so hös drein, Vater! Habt Ihr's denn nicht gemerkt, daß ich den Maler schon lange gern sehe? Ich und der Maler wollen ein Paar werden.“

„Ist das wahr, Meister?“ fragte der Alte kurz den verlegen lächelnden Maler.

„Tawohl, Kirchenvogt,“ antwortete er mutig. „Es ist die heilige Wahrheit. Wir haben uns gleich in der Kirche

verslobt, und wäre sie geweiht, so hätte uns der Pfarrer auch gerade noch zusammengegeben können.“

Des Maitlis helles Auflachen ging durch die Kirche.

„So, so,“ machte der alte Johannes ingrimig. „Die heilige Wahrheit. Also deswegen wollte man die Kirchenräte nicht bei der Arbeit haben, deswegen schließt man das große Kirchentor uns, die wir doch das ganze Halleluja, sagt der Pfarrer, berappen müssen, vor der Nase zu, daß man ungestörter Versteckens spielen kann. Und das nennt man Modellstehen!“

Da läutete wieder des Marielis lustiges Silberglöcklein durch die Kirche.

„Ja, lach dich nur aus!“ sagte der erbozte Alte, „das Modellstehen und Versteckenspielen hat jetzt ein End. Komm, du Fraß!“

Aber jetzt verging dem Maitli das Lachen.

„Vater, Vater!“ bat es flehend, „seid doch nicht so und lasst mir den Maler. Wie könnt Ihr denn so grimmig gegen das Liebhaben tun, wo Ihr doch den Liebesjünger zum Namenspatron habt?“

„Ja,“ lärmte der Kirchenvogt, „es wäre allweg gescheiter, er täte jetzt den Liebesjünger Johannes malen und die übrigen Apostel, so kommen wir einmal mit der Kirchenbauerei zu Ende. Die Leute möchten endlich Kirchweih haben. Der Maler hat jetzt mehr als genug an der himmelfahrenden Jungfrau herumgemalt, der Donner, der Donner. Jetzt komm!“

Da mußte das Marieli wohl oder übel abziehen und verließ gesenkten Hauptes die Kirche. Aber sein Lachen blieb in der Kirche zurück und geisterte wie eine frischgesangene Waldmeise dem Maler um Kopf und Ohren und im ganzen Kirchlein herum.

Am Abend zog der Maler aus dem Windbruchhöfe aus. Das Marieli lehnte schluchzend in seinem Guckauskämmerchen und schaute ihm traurig nach, als er über das Steinplattenweglein dorfwärts lief. Einen Steinwurf vom Hause weg, wandte er sich nochmals um, schwang leck den Hut gegen den Guckaus hinauf und sang:

Lebwohl, lebwohl, lieb Mägdelein!
Es spielt so schön der Sonnenschein
In deinen goldnen Haaren.
Er legt dir einen Heil'genschein
In all dein hell Gelock hinein.
All Leut' ihn wohl gewahren.

Lebwohl, lebwohl, lieb Mägdelein!
Bist noch ein blutjung Engelein;
Kein Flüglein zu gewahren.
Doch wenn ich übers Jahr lehr' heim,
Zuhuu, du flügger Engel mein!
Will mit dir himmelfahren.

Also übersiedelte der Maler Josef Rotsacher in das Pfarrhaus, obwohl ihn die ältliche Schwester des Hochwürdigen, die Pfarrersköchin, nicht gerade mit freundlichen Augen kommen sah; denn heimlich hatte sie wirklich gehofft, er werde die schmerzhafte Muttergottes nach ihr abmalen. Als ihr aber ihr geistlicher Bruder kund tat, wie so ein Modell stundenlang schweigamer als ein Grabstein, auf dem doch hie und da noch etwa ein Spatz pfeife, dasitzen müßte, wollte sie vom Gemaltswerden nichts mehr wissen.

So mußte denn der Maler sein Marienbild ohne Modell zu Ende malen, was er sich wohl zu tun getraute. Er hatte das Windbruch-Marieli nun so genau vor Augen, daß er sich stets unwillkürlich ins Gesicht griff, wenn er vor dem Spiegel stand, um sich zu rasieren, denn allemal schaute ihn daraus des Marielis apfelsüßensarbenes Schelmengesichtlein an.

Als nun die himmelfahrende Jungfrau glücklich vollendet war, machte er sich daran, auch den Liebesjünger Johannes und die übrigen Apostel so rasch als möglich fertig zu malen, denn der Kirchenvogt und der Kirchenrat drängten. Zum ersten war es dem Kirchenrat zuwider, die Kirchweih des Altarbildes wegen so lange hinausschieben zu müssen, und dann wollte der Kirchenvogt den Maler so geschwind es sein konnte, zum Land hinaus haben. Er fürchtete, es möchte dem sonst mit Hilfe des ihm so zugetanen Pfarrers doch noch gelingen, das Marieli einzufangen. Er schimpfte überall herum, wie der Maler sich bei ihm und im Pfarrhofe schon bald ein halbes Jahr, sozusagen für „ein paar Pinselstriche alltäglich“ herausgemästet habe. Und als nun der Pfarrer auf das Drängen des Alten endlich den Preis nennen mußte, den der Maler für das Gemälde forderte, erhob er ein Mordgeschrei im ganzen Lande und rechnete den Kopfschüttelnden Gemeindegaffen vor, wie man das ganze Dorf außen und innen anstreichen könnte um das Sündengeld, das dieser Faulenzer für einen einzigen Hesgen, der nicht einmal so viel Platz einnehme wie eine halbe Gadenwand, zu fordern wage. So gelang es dem Kirchenvogt zuletzt, trotz des Pfarrers Widerstand, mit Hilfe der öffentlichen Meinung, dem Maler fast die Hälfte des verlangten Preises abzumarkten. „Denn,“ sagte der Maler Rotsacher, „hab' ich das Bild angefangen, will ich's, mir und dem Pfarrer zulieb, auch fertig machen, obwohl mir dieser Judas von einem Kirchensäckelmeister kaum die Farben bezahlen will.“ Jetzt war er aber wild und wie die Kirchenräte und Bauern ihn wieder bei der Arbeit zu umlauern begannen, verschwörer er sich beim Pfarrer hoch und teuer, er tue keinen Pinselstrich mehr, wenn diese ländlichen Olgözen noch länger einen Baumpfahlreigen um ihn herum aufführten.

So fanden die Kirchenräte eines Morgens nicht nur das Haupttor, sondern auch das Seitenpörtlein der Kirche verriegelt und mußten schimpfend abziehen.

Lange hätte sich der Maler in seiner Festung aber nicht halten können, darum atmete er eines Abends hoch auf, als er den Pinsel weglegen und in Stagelegg Feierabend machen konnte. Er bedeckte das fertige Altargemälde sorglich mit einem festen Vorhang. Nachdem er dem Sigristen noch gezeigt hatte, wie man das Tuch wegziehe und das Gemälde mit einem Zug enthülle, lud er durch ihn die ganze Gemeinde auf den morgigen Sonntag Nachmittag zur feierlichen Übergabe des Bildes an den Kirchenrat ein. Die Schlüssel der neuen Kirche aber hatte er in die Tasche gesteckt, sodaß nicht einmal der verwunderte Pfarrherr das vollendete Bild besichtigen konnte.

„Morgen Nachmittag seht Ihr's alle miteinander, lieber Herr Pfarrer,“ sagte ihm der Maler. „Ich hab' mit dem Kirchenrat viel Geduld haben müssen, nun soll er sich auch einmal einen Tag gedulden.“

„Meinetwegen,“ lachte der Pfarrer. „Eure Künstlerlaumen in Ehren. Solang kann ich auch warten. Den Raphael und die übrigen Italiener werdet Ihr auch nicht übertrumpft haben, mein junger Freund.“

„So,“ sagte der Kirchenvogt Johannes, als ihm vom Sigristen die Vollendung des Bildes angezeigt wurde, „ist er endlich einmal fertig, der kostbillige anstreichende Habenichts. Ist auch höchste Zeit, denn sonst hätte er uns noch alles Weibervolk verrückt gemacht. Die Weibsbilder haben es in der Liebe wie die Ziegen auf der Weide: sie wollen immer da gräßen, wo sie nicht dürfen, die heillohen Heikelnäßer. Ueberhaupt diese verfluchte Liebe. Es ist mit ihr wie mit der Maul- und Klauenseuche im Viehstall; kann sie jedes fremde Mannsbild am Hosenbein ins Land tragen und eine ganze Gegend verseuchen. Da hockt jetzt mein Maitli den halben Tag in ihrem Guckaus droben und plärrt und hat doch sonst das Haus schier auseinandergezaucht, bevor dieser fremde Hungerschlucker ins Land kam. Jetzt kommt sie aus dem Flernen nimmer heraus. Eine schöne himmelfahrende Jungfrau das. Nimmt mich nur wunder,“ setzte er giftig hästelnd bei, „wie er den alten Liebesjünger Johannes getroffen hat; lange genug hat er mich anschauen können. Im übrigen kann ich nicht begreifen, wie der Pfarrer ihm mein Maitli so aufhälzen konnte. Er hätte ja, wie ich und andere es allewei wünschten, seine Schwester, die Jungfer Köchin mit den sieben Schwestern in der Brust malen lassen können. Gerne hätte ich ihr noch ein achtes auf meine Kosten dazu malen lassen, sakerlot, sakerlot!“

Der Pfarrer schüttelte sich vor Lachen, und seine Köchin ward freideweiß vor Ärger, als der Knecht aus dem Windbruch die Abendmilch und des Kirchenvogts Rede, beides noch „kuhwarm“, wie er sagte, in die Küche des Pfarrhauses brachte.

* * *

Am folgenden Tage, es war ein Sonntag, versammelte sich die ganze Gemeinde von Stagelegg, nach Erfüllung ihrer gottesdienstlichen Pflichten im Nachbardorfe, im Schiffe der neuen Kirche.

Da sie noch nicht eingeweiht war, begannen die Bauern sogleich ihre alltäglichen Sorgen laut und ungezwungen zu

besprechen. Der Pfarrer und die Kirchenräte waren ja noch nicht anwesend. Die Weiber aber unterhielten sich tuschelnd und eifrig über das vom Kirchenvogt Johannes so plötzlich gestörte Liebesverhältnis zwischen seinem Maitli und dem hübschen jungen Maler. Sie starben schier vor Neugierde, zu sehen, wie der Maler das Marieli auf das Altarbild gebracht habe. Diese überlustige Lachdroppel für das Bildnis der Muttergottes noch besonders anzuempfehlen, war denn doch von ihrem geistlichen Herrn ein toller Einfall. Und zu einer solchen himmelfahrenden Jungfrau, zu einem Abbild einer hiesändischen Weibsperson, sollten sie künftig in ihren Nöten beten können. Sie redeten sich immer mehr in eine laute Entrüstung hinein. Doch die Stagelegger Jugend, zuvorderst des Kirchenvogts Enkel, der Franzönneli, freute sich königlich der seltenen Gelegenheit, einmal in einer Kirche, ungestört von Schullehrer und Schulschwester, allerhand Unfug treiben zu dürfen.

Eben als die Gemeinde ungeduldig zu werden anfing, kam der Herr Pfarrer mit dem Kirchenrate durch das Tor gegangen.

Jetzt ward es still in der Kirche. Die Kirchenräte machten vielbedeutende Gesichter, jeder tat als hätte er aus seinem eigenen Sacke dem Herrgott ein neues Haus erbaut.

Wie alle in der neuen Bestuhlung Platz genommen, stellte sich der alte Pfarrherr vor den Hochaltar und redete seine Gemeinde also an: „Liebe Pfarrkinder! Bald wird der hochwürdigste Bischof kommen und das endlich vollendete Haus Gottes einweihen. Es soll ein Tag der Freude werden für Hirt und Herde. Der Kirchenrat und ich mit ihm haben uns redlich bemüht, das Kirchlein so auszubauen, daß man im Himmel und auf Erden unsfern guten Willen, dem lieben Gott auch in Stagelegg ein gastlich Dach einzurichten, wird anerkennen müssen. Ich wollte aber noch etwas ganz besonderes im Hause Gottes haben: Ein wahrhaft künstlerisches Hochaltarbild mit der benedicten Jungfrau Maria, die der Schlange den Kopf zertreten hat. Ein junger Künstler von großer Begabung, dessen Vater mir ein guter Freund ist, Josef Rotlacher, hat es, ich darf wohl sagen: um Gotteslohn gemalt und damit, wie ich überzeugt bin, seiner Kunst ein erstes Denkmal gesetzt. Das Bild soll die glorreiche Himmelfahrt Mariä darstellen. Der Maler wollte es selber enthüllen, allein er mußte wegen dringender anderweitiger Arbeit noch heute abreisen. Daher wird nun der Sigrist die Hülle vom Bild ziehen und wir wollen uns stets bei seinem Anblieke auch dankbar dessen erinnern, der es gemalt hat. Sigrist, zieh das Tuch weg!“

In gespanntester Erwartung schauten die Stagelegger gegen den Hochaltar.

Der Sigrist, der schon in Bereitschaft gestanden, zog aus Leibeskräften, die Hülle fiel und schier erschrocken fuhren die Kirchengenossen aus den Stühlen auf, denn es war ihnen, Mariä Himmelfahrt spiele sich soeben in Wirklichkeit vor ihren Augen ab.

Mit hocherhobenen Armen, in wasslenden weißen und blauen Gewändern, schwebte die Jungfrau Maria ob dem Hochaltar gen Himmel. Auf ihrem Angesichte aber lag schon der Glanz der himmlischen Sonne und in ihren jubelnden, jauchzenden Augen die ewige Seligkeit.

Niemand fiel es mehr ein, in diesem verklärten Antlitz nach den Zügen des Windbruch Marieli zu suchen; sahen alle nur noch die makellose, verherrlichte Gottesbraut.

Einer aber, der alte Kirchenvogt, hatte sich sogleich eifrig unter den Aposteln, die das Ruhebett der Gottesmutter umstanden, umgesehen. Und jetzt fand er, was er suchte. Neben dem rosenbestreuten Lager kniete mit gefalteten Händen als schöner Lockiger Jungling, der Liebesjünger Johannes und staunte sehnsüchtigen Auges nach der himmelfahrenden Jungfrau. Er hatte aber, wie den Alten bedünken wollte, die verklärten und geadelten Züge des Malers.

Mit bösen Blicken, eine Verwünschung nur mühsam hinunterwürgend, schaute der alte Johannes nach dem jugendschönen Liebesjünger, in dessen Angesicht er sicher und heilig seine eigenen verwitterten Züge zu finden gehofft hatte. Und nur wenig vermochte ihn der Gedanke zu trösten, daß er den Maler um die Hälfte seines sauer verdienten Lohnes hatte verkürzen können.

Auf einmal rief die gellende Stimme eines kleinen Mägdeleins: „Es sind ja dreizehn Apostel auf dem Himmel!“

„Ja,“ erschallte sogleich stolz und freudig des Franzönnelis Stimme, „und der dreizehnte ist mein Großvater!“

Ringsum in der Kirche ein licherndes Zischeln und ein mühsam unterdrücktes Auflachen.

Jetzt sah sich der alte Johannes das Oelgemälde genauer an und erschrak bis ins Herz hinein.

Unter einer Trauerweide, die eine Gewitterwolke überschattete, kauerte im Hintergrunde Judas Ischariot, der Evangelist, hielt krampfhaft einen Geldsäckel in den magern Fingern und stierte mit neidgelbem Angesicht nach dem verzückten Liebesjünger Johannes. Dieser Judas aber sah dem Kirchenvogt von Stagelegg so gleich wie ein Ei dem andern.

„Jesus, Jesus!“ rief jetzt auch das Marieli halblaut aus: „Der Judas ist ja der leibhaftige Vater!“

Nun rauschte ein überlautes Auflachen durch die Kirche. Kreideweiß vor Wut starzte der Kirchenvogt immer noch nach seinem Ebenbilde. Es war ihm, er stehe vor dem Spiegel.

Dann aber fuhr er mit funkeln, giftigen Auglein auf und machte sich, knirschend in ohnmächtigem Grimm, rasch aus der Kirche, gefolgt von dem trostlosen Marieli und dem verwunderten Franzönneli, dem der Zorn des Großvaters, der doch nun glücklich und überaus wohlgetroffen auf dem Altarbild prangte, völlig unverständlich war.

Der alte Pfarrherr war erst durch des Kirchenvogts schleunigen Abzug auf den im Dunkel der Trauerweide kauernden Judas aufmerksam geworden. Bisher hatte er alleweil die himmelfahrende Jungfrau angestaut und dazu ein um das andere Mal halblaut vor sich hingemurmelt: „Meisterlich, meisterlich!“ Wie er nun den unheimlichen, neidgelben Judas recht ins Auge fasste, mußte auch er laut auflachen. „Der Tausend, der Tausend!“ murmelte er lichernd, „wahrhaftig vom Kirchenvogt wie abgeschnitten. Es fehlt bloß noch die Zippelkappe. Ei, ei, gar so groß hätte der Kirchenvogt den Maler eben nicht zum Haus hinausweisen und ihm gar noch „Hungerschlucker!“ nachrufen sollen Habeat sibi! Nun hat er seinen Liebesjünger. Uebrigens,“ machte er ernsthaft weridend, „mit dem jungen Nachengel Rotlacher wollen wir dann auch noch ein Wörtchen reden. Aber,“ er versenkte sich schon wieder in die Himmelfahrt, „aber was wahr ist, bleibt wahr, das

Bildnis der Jungfrau ist ihm meisterlich geraten. Ganz wie's geschrieben steht: In Ewigkeit sollst du die Verwesung nicht sehen! Wundervoll, wundervoll!"

* * *

Als aber der Pfarrer nach Hause kam, ward ihm angst und bange. In seiner Stube erwartete ihn der schwergekränkte Kirchenvogt Johannes Dürlibacher und tat wie von Sinn. Er drohte mit Bischof und Papst, mit der Regierung, mit Himmel, Hölle und Fegefeuer, wenn der Judas nicht so schnell als menschenmöglich umgemalt werde und ein anderes Gesicht bekomme. Sein Maitli habe er fortgejagt, sie sei zur Base gelaufen und dürfe ihm nicht mehr ins Haus kommen, bevor der gottverfluchte Judas ein neues Gesicht habe. Und wenn ihm der Pfarrer nicht helfe, lasse er einen Anstreicher aus dem nächsten Dorfe auf seine eigenen Kosten kommen, der das Schelmenstück gründlich auspinseln müsse. Er hätte nie geglaubt, daß man ihn, zum Dank für seine Häuslichkeit beim Kirchenbau und weil er dem Maler das Geld der Gemeinde und sein eigenes nicht habe nachwerfen wollen, als verräterischen Geizteufel auf das Altarbild malen ließe.

Der Pfarrer konnte sagen was er wollte, der Kirchenvogt blieb unbelehrbar und unversöhnlich, bis er ihm zuletzt feierlich gelobte, dem jungen Künstler augenblicklich zu schreiben, daß er seinen Schelmenstreich sobald als möglich wieder gut machen müsse. Grollend verließ der Alte die Stube und stieß fast die unwirsche Pfarrsköchin, die natürlich den Dialog vor der Tür mitgenommen hatte, über den Haufen.

Doch der Pfarrer mochte dem Maler schreiben, so viel er wollte, immer erhielt er den gleichen Bescheid, der da ungefähr besagte: Er habe den Judas genau so gemalt, wie er ihm heute noch vor Augen stehe und wie er gewiß in der tiefsten Hölle drunter sitze. Die ganze Welt solle ihn nicht zwingen, auch nur das mindeste an seinem Bilde zu ändern, wenn der geizige Kirchenvogt nicht sein schönes Marieli gegen den Judas mit ihm austauschen wolle.

Erst tat der Alte wie unsinnig, als er des Malers Antwort vernahm; aber so hübsch nach und nach begann er sich doch die Sache zu überlegen, besonders da ihm der Pfarrer immer wieder nachzuweisen suchte, daß es ihm hohe Ehre bringen würde, bekäme er einen so vielversprechenden Künstler zum Schwiegersohne. Zudem wollten die Kirchenräte und die Gemeinde ihre Kirchweih durch diese Angelegenheit nicht auf unabsehbare Zeit hinausschieben lassen. Als nun gar

noch des Malers greiser Vater in eigener Person in den Windbruch gereist kam und für seinen Sohn um das Marieli, das dabei in Tränen zerfloss, anhielt, gab er endlich brummend nach.

Bald darnach erschien der Maler Josef Rotlacher wieder in Stagelegg und holte sich bei dem Kirchenvogt Johannes Generalpardon, nachdem er dem Judas ob dem Hochaltar des neuen Kirchleins ein anderes Gesicht — manche wollten die etwas männlichen Züge der bösen Pfarrersköchin darin erkennen — gemalt hatte.

Froh atmete der Pfarrer auf, als er den schlimmen Handel so gut aus der Welt geschafft sah.

Nicht lange nachher war Hochzeitsfest im Windbruch und zwar in der neuen, nunmehr eingeweihten Kirche.

Wie sie nun alle so dackneten, beschaut der Kirchenvogt Johannes Dürlibacher die himmelfahrende Jungfrau zum ersten Male, und obwohl es ihm fast unmöglich war, sein Marieli in ihren Gesichtszügen herauszufinden, gefiel ihm das Bildnis doch überaus gut. Nur was es ihm unbegreiflich, wie der Maler die Himmelskönigin mit ungekämmt, aufgelösten Haaren, statt mit einer goldenen Krone auf dem Kopf und überladen von Edelsteinen und glitzerndem Flitter, hatte himmelfahren lassen. Noch einen mißfälligen Blick tat er nach dem braunlockigen Liebesjünger, den er sich so ganz anders vorgestellt hatte, dann horchte er mit halbem Ohr auf das schöne Marienlied, das die Mägdelein von Stagelegg während der stillen Traumesse sangen:

"Ein Bild ist mir ins Herz gebraben,
Ein Bild so schön und wundermild.
Ein Simbeld aller guten Gaben, —
Es ist der Gottesmutter Bild.
In guten wie in bösen Tagen
Will ich dies Bild im Herzen tragen."

Was Wunder, daß die ganze Gemeinde unwillkürlich zu dem Altarbild mit der verherrlichten Jungfrau Maria emporsah; was Wunder auch, daß der glückliche Maler Josef Rotlacher ein bisschen seitwärts quakte nach dem Modell der makellosen Jungfrau, nach dem Marieli, das mit demütigem Scheitel neben ihm kniete und mit den züchtig gesenkten Wimpervorhänglein den unbändigen Jubel seiner Augen nicht zu verborgen vermochte.

— Ende. —

Gedichte von Joseph Reinhart.

Aus „Liedli ab em Land“.

Dr Sunneschyn.

Was isch au so nes Büebli,	Nes Liechtli für e Vater,
Nes Büebli frisch und gfund,	Aß d'Arbet lechter goht,
Wo güumperlet und stümpferlet*	Ne süeßli Plog für 's Müeti
Und pläuderlet alli Stund!	Vo Morge frueh bis spot.

*s Großmütter Zopf am Fürtech
Dur d' Wuchen y und us,
*s Großvaters Chund für Chrömlis,
Dr Sunneschyn für 's Huus.

's Müeti.

Mys Büebli isch hüt chrank erwacht,	Und d' Sunne liegt zum Sänter y,
Het gar nit möge luege;	Und d' Vögelii singen im Garte,
Im Bettli lyt's so zahn und still,	Und ig, i stoh bim Bettli zuc:
Und dusse springe d' Buebe.	Mys Büebli loht mi warte.

Do isch das liebe Müeti cho.
Jes wohl, jes isch's erwachet.
Es het em syni Ärmli gstrekt
Und „Müeti“ grüest und glachet.